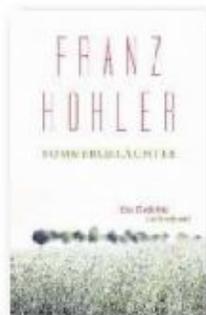


Lyrik Der Sammelband «Sommergelächter» beweist: Franz Hohler ist auch in seinen Gedichten einzigartig

«Ich war eher ein Spötter und Stauner»



Franz Hohler: Sommergelächter.

Gesammelte Gedichte. Mit einem Nachwort von Nora Gomringer. Luchterhand, München 2018. 346 S., um Fr. 29.-, E-Book 22.-.

Von Charles Linsmayer

Franz Hohler hatte neun Kabarettprogramme zu Erfolg gebracht, war Autor von sieben Prosabüchern, unter ihnen «Die Rückerobung», und von piffigen Kinderbüchern wie «Tschipo» oder «Der Granitblock im Kino», als er 1988 mit «Vierzig vorbei» zum ersten Mal Gedichte vorlegte.

«Mit leichtem Erstaunen» konstatierte er im Titelgedicht, «was wir geworden sind / und was nicht», bilanzierte nüchtern, wohin bei seinen Altersgenossen Karriere oder alternatives Engagement geführt hatten, und nahm für sich selbst in Anspruch: «Ich habe Verständnis dafür / ich war nie ein Revolutionär / ich war eher ein Spötter und Stauner», und: «Es gefällt mir / am Abend auf einer Bühne zu stehen / und irre Bilder zu zeichnen / vom Zustand der Zeit.» «Besorgnis und Angst» seien ihm nicht fremd, aber er beharre darauf: «Ich habe Freude am Leben / ich liebe die Frau und die Kinder.» Zuletzt bekannte sich der Oltner sogar ausdrücklich zu seiner Zürcher Urbanität – «denn das ist die Aussicht / auf unsere Zeit / und die will ich sehen» – und zu einer engagierten Zeitgenossenschaft, zählte er sich doch zu jenen, «die wissen / ihr Geburtsdatum / war kein Zufall / sondern sie waren / persönlich damit gemeint.»

Tränengas und Thujahecke

Zusammen mit 209 weiteren Gedichten ist auch «Vierzig vorbei» wieder nachzulesen im Band «Sommergewitter». Und es teilt mit all den anderen nicht nur die formale Frische und die thematische Originalität – kaum eine Zeile wirkt veraltet oder überlebt! –, es erweist sich auch als eine Art Themenkatalog, nach dessen Vorgaben der Lyriker Hohler gearbeitet haben könnte.

Die Kritik an Staat und Gesellschaft, auf die «Vierzig vorbei» auf sanfte Weise hinausläuft, spielt, auch wenn Hohler mit dem Alter spürbar milder geworden ist, nicht nur im ersten Lyrikband, sondern auch in den beiden anderen, «Vom richtigen Gebrauch der Zeit» (2006) und «Alt» (2017), eine wesentliche Rolle. So erinnert «Tränengas» daran, wie die AKW-Demonstranten 1987 «wie Insekten weggesprayt» worden seien, geißelt «Die Selbstgerechten» jene Kriegsgegner, die auf dem linken Auge blind sind, konstatiert «Swiss Open» ungerührt, dass Unrecht und Ausbeutung inzwischen einfach woandershin exportiert wurden.

Was Natur und Landschaft betrifft, gibt es idyllische Verse wie jene vom allmorgendlich jubelnden Star, der den Autor davon abbringt, den lichtfressenden Thujabaum vor dem Fenster fallen zu lassen («Der Unnutze») oder vom Schmetter-

ling, den er – «ein Bote des Lebens» – durch das Fenster «in den Tag und in den Tod» fliegen lässt («Besuch»). Aber natürlich ist, bei Franz Hohler brauchte das eigentlich gar nicht gesagt zu werden, die Bedrohung der Umwelt keineswegs ausgespart und findet in vielen Gedichten, am überzeugendsten vielleicht in «Schreibergärten» und in «Wir wissen wenig» eine leidenschaftliche Gestaltung.

Hohlers schönste Gedichte gelten seit je dem Thema Liebe und sind nicht zufällig oft in der seiner Meinung nach für die Umsetzung von Gefühlen besser geeigneten Mundart verfasst. «Was übermorn chunt, chanis glych sy / jetz hocke mer do und s isch schön / gib em Ursi e Kuss / solange dass no jung bisch», heisst es in «Winter» von 1988 auf berührend persönliche Weise, und «Spuk» von 2017 evoziert viele Jahre später eine nächtliche Liebesumarmung des alt gewordenen Paares «mit dem einzigen Ziel / sich ins andere Ich zu retten / bevor die Arme / sich wieder lösen.»

Eine römische Grabplatte

Nicht nur der Liebe, auch der Trauer, ja dem Tod vermag Hohler immer wieder ergreifenden Ausdruck zu geben. In seinen Klagegedichten um Niklaus Meienberg, Mani Matter, Dimitri oder Urs Widmer, aber auch wenn es um den Tod eines italienischen Schumachers («Ciao, maestro») geht. Oder um das Sterben von Aidskranken, denen Franz Hohler ein Geleit gibt wie das patriotische «Beresinalied» den Schweizer Soldaten von 1812 in Russland.

Bewegend ist auch ein Gedicht, das die Unumstösslichkeit des Todes wie kein anderes nachvollziehbar macht, indem es einen vor fast 2000 Jahren eingetretenen Todesfall behandelt, als sei er gestern gewesen. «Turicum» heisst das Gedicht, und es trauert, angeregt durch eine römische Grabinschrift auf dem Zürcher Lindenhof, um einen gewissen Lucius Aelius, der seinen Eltern im zarten Alter von einem Jahr, fünf Monaten und fünf Tagen entrissen wurde.

Franz Hohler ist als Kabarettist und Erzähler, ja auch als Kinderbuchautor nicht nur erfolgreicher, sondern – man denke bloss an sein unverwüsthliches «Totemügerli» – weit populärer denn als Lyriker. Seine gesammelten Gedichte, die er mit dem Titel einer liebenswürdig heiteren lyrischen Sommeridylle überschrieben hat, zeigen aber nicht nur, dass er in diesem Genre problemlos mit den ganz Grossen seiner Generation mithalten kann, sondern sie vermitteln dem, der sich in sie vertieft, auch etwas vom Geglücktesten und Beglückendsten seines reichen literarischen Œuvres. Was sich nicht zuletzt dann zeigt, wenn es Hohler gelingt, mit einem Minimum an Aufwand zugleich stupend modern und berührend poetisch zu sein.

Im Gedicht «Das Leben» zum Beispiel, das lautet: «Eine Rose / ein Brot / eine Kerze / die Frau // und auf dem Herd / drei Kaffeekannen.» ●

